Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark Jahrgang 63 (1972)

Anton Prokesch und Marie Koschak-Pachler

Von HANS LOHBERGER

Eine Liebe, dargestellt in Briefauszügen, gerichtet an Friederike Piller-Kaltenegger

Mit großer Offenheit spricht Prokesch in diesen Briefen von der Liebe seines Lebens zu der schönen und hochbegabten Marie Pachler, die nicht ihn, sondern Dr. Carl Pachler geheiratet hat. Sie und Prokesch waren füreinander wie geschaffen. Beide hätten ihrer Veranlagung nach das Ideal des Glückes ineinander gefunden. Warum es doch anders kam? Prokesch war jung und arm, Mariens Familie durch das Finanzpatent verarmt. So mag Marie den Wunsch ihres schwer getroffenen Vaters ihrer Familie erfüllt und den wohlhabenden Bierbrauer und Rechtsanwalt Dr. Carl Pachler genommen haben. Für Prokesch freilich empfand sie eine unauslöschliche Neigung, wie er für sie. Ihm wünschte sie eine seinen großen Anlagen gemäße Laufbahn, wenn nicht an ihrer, so an der Seite einer hohen Frau und Familie. Doch darüber sollen die folgenden Zitate selbst Auskunft erteilen. Ich beginne mit einem sehr schönen, doch nicht direkt auf Marie bezogenen, ebenfalls unveröffentlichten Brief:

Am 4. April 1829 schreibt er aus dem Hafen Sigri auf Mytilene:

„Meine geliebte Friederike! Ich setze niemals die Feder an, um Dir zu schreiben, ohne mich nicht ganz erwärmt zu fühlen von dem Bewußtsein, wie lieb Du mir bist und seit erster Jugend warst. Ich erinnere mich nicht mehr genau, in welches Jahr unsere erste Begegnung fällt und ob Ihr zu uns kamt, als wir noch im Seminarium und später beim Grünen Anger wohnten. Das letztere fällt ins Jahr 1802. Da meine Mutter (sie war eine geb. Stadler, Anmerkung des Herausgebers!) im September 1804 starb und ich damals schon ein Jahr im Convict zugebracht hatte, bevor ich aber ins Convict kam ein Jahr, zum Wenigsten bei Reiter und Keller auf der Kost war, so schließe ich, daß mein Vater mit Ende 1802 nach Peggau übersiedelte und jene erste Begegnung ins Jahr 1805 fällt! 24 Jahre! Wie wenig und wie viel für uns schließt dieser Raum nicht ein. Noch einmal so viele Jahre, und der Traum ist für uns beide aus. Du aber lässest Kinder zurück. Ich werde wegschwinden, und keine Spur wird von mir zurückbleiben. — Du bist also die älteste meiner Freundinnen, die älteste aus den Personen, die mir im Leben wirklich lieb waren und sind. Marien (Pachler-Koschak) lernte ich erst im Jahre 1812 kennen, obgleich ich sie schon 1810 gesehen hatte. Meine Bekanntschaft mit Julius (Schneller) fällt ins Jahr 1807 . . .

Wie gerne ich meine Schätze überrechne! Aber mein Gedächtnis ist von einer trostlosen Schwäche. Wenn ich bedenke, daß ich vor 15 Jahren fast alle deutschen Dichter, ja ganze Trauerspiele Schillers und lange poetische Werke, z. B. Tiedges Urania, ganz auswendig wußte und nun keine Zeile mehr davon weiß, so werde ich betrübt. Ja, von den 100.000 Versen, die ich selbst gemacht habe, ist mir auch nicht einer in Erinnerung geblieben! Das ist freilich ein Gewinn, aber mein Gedächtnis ehrt es nicht. Wie es kommt, daß ich Dir das alles aus dem wüsten Winkel der Insel Lesbos schreibe, das weiß ich selbst nicht. Ich wollte mit etwas anderem beginnen, aber war es, daß ich ungern an den Gegenstand ging oder mich erst durch einen Blick in die frühe Jugendzeit vorbereiten wollte, genug, ich ließ die Feder gehen wie ihr gut schien.

Dies Andere, was das Erste seyn sollte, ist Deine Mutter. Ich erwarte zu hören, daß sie nicht mehr unter uns, daß sie jenseits ist. Ein Versuch, Dich zu trösten, käme zu spät, denke ich. Auch will ich keinen Trost geben, denn nichts ist natürlicher, als daß eine Mutter stirbt, daß eine Tochter, die selbst Mutter ist, in Erkenntnis ihrer Pflicht den Zügel für ihren Schmerz findet und daß eine gute Tochter, wie Du bist, trotz Wort und Rat und Predigt eine Mutter, wie sie war, nicht vergißt! Das Rad der Zeit läuft um, und Menschengeschlechter fallen auf Menschengeschlechter, Schicht auf Schicht, wie mit jedem Winter die Blätter des einen Jahres auf die des früheren. Mir ist der Begriff der Unabwendbarkeit — das Anfühlen desselben möchte ich sagen, das Nachhallen des Fußtritts des ewig schreitenden Verhängnisses eine Anschauung, die mich gegen den Anblick des Todes stählt. Die Idee, aus dieser Welt zu scheiden, hat für mich nichts Furchtbares. Ich habe oft über den Eindruck nachgedacht, den die Nachricht, daß irgend eines der Wesen, die mir am nächsten am Herzen stehen, gestorben sey, auf mich machen würde und versichere Dich, auch diese Idee hat, so lange ich nur mich betrachte, gar nichts Erschreckendes für mich. Das Sterben ist abscheulich; aber der Tod ist es so wenig als der Schlaf, das Wachen oder irgend ein anderer naturgemäßer Zustand.

Wie geht es Fanny und der kleinen Marie (Leeb. Die zweite Schwester Friederikens, Fanny Piller, hatte in Graz den Professor Leeb geheiratet, und ihr einziges Kind, Marie, war unvermählt geblieben. Der berühmte Nationalökonom Friedrich List wollte das wunderschöne Mädchen heiraten, einem on dit nach). Wohnt sie noch immer bei Pachlers, und dauert das freundschaftliche Verhältnis zu diesem Hause fort? Was weißt Du mir über Marie (Pachler) zu sagen? . . ."

Ein früherer Brief aus Mainz enthält folgende Sätze:

. . . . Ich habe noch nicht Rast und Ruhe auf dieser Erde — von einem Pole zum andern möcht ich sie durchfliegen, alle Meere möcht ich durchsegeln . . . Meine Wünsche treiben wie verlassene Boote in den Wellen umher . . . werden sie jemals einen glücklichen Hafen finden? Werde ich sie erreichen? Niemals! Aus Wünschen entwickeln sich Wünsche — ihr Ende finde ich nicht." Dieses Sehnen in die Weite spricht er auch in

Versen aus, die er „meiner lieben Tante Friederike“ widmet und deren erste Strophe beginnt:

„Oft im Traum ergreift mich ein Entzücken,
Reißt mich fort mit himmlischer Gewalt,
Ausgebreitet liegt vor meinen Blicken
Dann der Erde dämmernde Gestalt.
Welten, Meere hinter meinem Rücken!
Rastlos fort und fort ohn' Aufenthalt.
Siehst du dort den blauen Berg sich heben?
Weiter, weiter, kurz ist dieses Leben!“

Die Briefe aus dem Jahre 1816 sprechen eine schwermütige Sprache, auch in den Bemerkungen über sein Vaterland Österreich. Sollte Marie Koschaks Hochzeit mit Dr. Carl Pachler in diese elegische Stimmung nicht auch hineingespielt bzw. sie heraufbeschworen haben?

Eindrücke aus Ephesos schildert Prokesch in einem Brief aus Smyrna vom 8. April 1825: „Ephesos ist eine der wunderbarsten und wehmütigsten Anblicke, die man im Fach zerstörter Städte sehen kann. Ungeheure Trümmer, wo man hinblickt ... die schönsten Säulen und Marmorreste auf Ausdehnung mehrerer Stunden ... Hinzu eine Verlassenheit, von der man sich kaum einen Begriff machen kann — eine Todtenstille, die Schauer erregt. Schlangen und Schakale die einzigen Lebewesen, sonst nur Nomaden, die mitten in den Trümmern ihre schwarzen Zelte aufschlagen und ohne Heimat ihre Herden auf herrenlosem Boden weiden. Ich brachte unter anderem eine Nacht in dem Turme zu, den die Sage für das Gefängnis des hl. Paulus ausgibt, der, wie Ihr alle zu wissen habet, den Ephesiern das Evangelium predigte, während sie, noch begeistert von dem Anblick ihres Tempels, ihm entgegen riefen: es lebe die große Diana von Ephesus!“

Zu Ende des Jahres 1829 schreibt Prokesch über ein Negerkind „Virginia“, das er einst freigekauft und nach Europa gegeben hatte. Marie Pachler, die offenbar das Kind zu sich nehmen wollte, stieß dabei auf den Widerstand ihres Mannes. „Liegt nicht“, schreibt Prokesch, „in der Weigerung Karls (Pachler) der Beweis, daß ich vom ersten Augenblick recht sah? — Wie wenig kennt mich der Mann!“ Carl Pachler wird wohl eine Eifersuchtsregung gehabt haben. Sollte die kleine Schwarze, das Geschenk des Jugendfreundes Mariens, seine Frau tagtäglich an diesen erinnern?

In einem Brief an Friederike stehen die Worte: „Es gibt viele Menschen, mit denen man recht freundlich und doch nicht nahe seyn darf. Wahrheit gegen a l l e, Gefälligkeit gegen v i e l e, Freundschaft mit w e n i g e n, Liebe — je nun, das weiß ich nicht, aber Manche sagen, nur für E i n e.“

Am 17. Dezember 1830: „... Das Gerücht, das über mich in Triest läuft, ist wie gewöhnlich übertrieben, aber nicht ganz ohne Grund. Du kennst meine Art zu denken, und meine Seelenstimmung, meine frühere Geschichte — meine Ansichten über Ehe u. s. w. Du wirst also begreifen, wie sehr mir Irene (Kiesewetter, Hofrat von K.s Tochter) zusagen muß, wenn ich Dir unumwunden gestehe, daß, wenn ich nach Griechenland muß, ich entschlossen bin, sie zu heirathen. Sie ist mir lieber als Fanny (Gräfin Fanny Porcia, wohl die Tochter des Statthalters in Triest) und jede ihres Standes; ihre Gestalt, ihre Bildung, ihr Sinn für Kunst, am meisten ihr warmes wahrhaftiges Herz gefallen mir. Viele Leute, welche zum Teil meine Lage, aber nicht mein Herz kennen, werden diese Verbindung, wenn sie je Stande kommt, tadeln oder wenigstens Manches dagegen zu sagen wissen; das aber wird mich nicht beirren. Die wahren Hindernisse, die jetzt noch entstehen können, liegen einzig und allein in der Bestimmung meiner Zukunft ... Behaltet diese Sache für Euch, denn sie ist keineswegs eine ausgemachte. Der junge Porcia ist gestern zu mir gekommen (er langte vorgestern in Wien an). Ich habe mir nichts vorzuwerfen wegen Fanny und stehe ihr gegenüber ganz rein da. Das beruhigt mich. Marie! (Pachler) Ach, wie wird sie das tragen! Ich schrieb ihr bereits — sie hat noch nicht geantwortet. Ich kenne sie. Sie hätte zur Fanny, zur L. oder M. getragen, überhaupt eine Verbindung reiner Convenienz; aber keine solche, wo die Grundlagen die persönlichen Eigenschaften ausmachen! Und doch tut sie mir Unrecht, denn ich fühle die Kluft zwischen Irene und Marie und wenn ich heute noch Marien heirathen könnte, so würde ich es tun und ohne Bedenken Irenen aufgeben. Schreibe mir darüber so recht Dein ganzes Gefühl, meine geliebte Friederike. Ich küsse Deine Kinder, Dich und Deinen Franz. Dein Anton.“

Schon am 29. Oktober 1830 hatte Prokesch geschrieben: „Gabi (Schneller, seine Stiefmutter) war so verliebt in die Tochter des Hauses (Irene Kiesewetter), daß sie mich bei aller ihrer Liebe beschwor, dieses schöne und gebildete Mädchen zu heirathen. Wäre Gabi länger geblieben, ich glaube, ich hätte aus bloßer Liebe zu ihr nachgegeben. Überhaupt drängen mich meine Freunde im Punkte der Heirath sehr. Ich habe die Wahl zwischen mehreren lieben Wesen, aber Herz, so rechtes Herz für keine aus den Ständen, aus denen zu wählen mir die Klugheit rathen sollte.“

Am 21. Februar 1831: „... Irene ist ein liebes Wesen. Ich sehe sie fast täglich. Wäre sie M a r i e, so würde ich der glücklichste Mensch auf der Welt seyn; mir läge dann an Anstellung und an allem anderen gar nichts daran. Mein schon gemachter Name würde genügen, mir Brot zu geben — aber — ach!“

Friederike, seine liebe „Gewissensräthin“, muß ihm wohl einiges vorgehalten haben, denn Anton schreibt am 6. März 1831:

„Deine Zeilen vom 27. habe ich erhalten. Ich fühle den Vorwurf darin, mein geliebtes Herz und fühle ihn umso tiefer, als er wahr ist. Mein ganzes Leben, in der von Dir bezeichneten Beziehung, ist Bemühung, die alten Bande zu lösen und Rückfall in dieselben. Sie wird ... zur Schwäche, zur Krankheit und fast möchte ich sagen, zum Laster. Ich habe häufig mit Empfindungen getändelt, mehr als ich sollte — aber geliebt hab ich nur Eine. Nicht die Dauer meiner Neigung für diese Eine, sondern der durch sie erhaltene Maßstab für die anderen macht mein Unglück. — Du willst wissen, ob Irene Ähnlichkeit mit Porcia habe: fast keine. Fanny ist geistreicher, schwungvoller, unterrichteter; aber Irene

ist hingebender, wärmer, wahrer. Fanny wird kaum jemals mit einem Manne glücklich werden. Irene würde es mit vielen. Fanny kennt Leidenschaft; Irene nicht. Fanny hat eine Eitelkeit, die ihren Wert verringert. Irene eine Bescheidenheit, welche den ihrigen erhöht. Fanny kann reizender sein, Irene ist schöner an Gestalt und Ausdruck der Züge. Du siehst, daß ich nicht karg im Lobe für Irene bin. Nun folgt der Tadel, der ebensosehr auf mich wie auf sie fällt, aber nichtsdestoweniger besteht und als solcher in die Lebensrechnung aufgenommen werden muß. Ihre Erziehung und meine Verdorbenheit stellen unausfüllbare Abgründe zwischen uns. Sie kann meinen Gedanken nicht folgen — viele davon nicht einmal auffassen; was mir am meisten gilt, ist ihr im Grunde doch nur untergeordnet; sie ist ein Wesen anderer Gattung als ich; sie würde mit einem Manne wie Karl Pachler die liebenswürdigste, glücklichste, gescheiteste Frau auf Erden sein; sie kommt mir nicht mit Vertrauen entgegen und versteht oft das meinige nicht. Sie hat etwas Wienerischen Leichtsinn, Gefallen an Wiener Späßen und keine bis ins innerste Herz gehende Empfindung. Zu diesem kommt, daß ihr so schöner Körper äußerst schwach ist und bei jedem Luftwechsel leidet ... Wie aber auch die inneren Bedingungen stehen mögen, die äußeren haben seit den letzten Monaten eine solche Veränderung erlitten, daß ich an eine Verbindung nicht denken kann. Griechenland ist vergessen, und nur der Posten in Griechenland würde mich in die Lage gesetzt, ja fast hierzu genötigt haben, eine Frau zu nehmen. Gegen die Familie, mit der ich heute, wo gleichsam alles gebrochen ist, noch auf dem besten Fuße stehe, habe ich niemals einen falschen Schritt getan. Ich sagte gleich am Anfang zu ihr: ‚Ich will Sie durch mein Kommen nicht beunruhigen und bin nicht jung genug mehr, um mich mit Courmachen abzugeben: ich habe mein Auge auf Irene geworfen; eine Verbindung mit ihr kann nur unter zwei Bedingungen stattfinden, nämlich nur dann, wenn ich nach Griechenland gehe und wenn wir uns wechselseitig ganz convenieren, was sich dermalen noch nicht bestimmen läßt.' "

Am 31. Oktober 1832: „Ich kann Dir den Tag meiner Hochzeit noch nicht sagen, weil ich denselben noch nicht weiß ... Ich kann Dir Irene zeigen, wenn sie meine Frau ist, nicht jetzt, wo sie noch umgeben von den Ihrigen, noch im Schmuck der Trauer ist, der Trauer über mich. Je näher der Augenblick, der unauflösbar bindende kommt, desto tiefere Melancholie beschattet ihre Seele. Sie trägt im Herzen die Meinung, daß sie mein äußeres Glück zerstöre und für mein inneres nicht genug an Gaben sei. Sie fühlt wie ich, daß sie manche Stelle meines Inneren ohne Anklang läßt ... Ich werde sie hinwegheben über die dunklen Wellen, die auch zu meinen Ohren rauschen. Ihr Glück wird das meinige sein ... Ach, mein Herz, ich glaube nicht an Glück aus eigener Quelle fließend! Mein Glück war in Marien. Du weißt es ja — was sag ich Dirs? Ich habe die Seele so voll Trübsinn, daß ich mich kaum finde. Aber es wird besser werden mit der Stunde, wo der Wurf gethan ist. Mit diesem Wurf tödte ich die Vergangenheit. Ich hebe die Hand gegen die Erinnerung auf, der an Frische, an beglückendem Zauber keine Zukunft gleichkommen kann. Ich tödte meine bessere Hälfte. Was kann sie dafür, die gute, milde, liebreizende Irene, daß sie nicht Marie ist? Was kann sie dafür, daß sie mir

eine angebetete Schwester, aber nicht d i e Geliebte ist? Sie kennt meine Jugend nicht aus mit mir gelebten Jahren? Was soll sie mir über meine schönsten Träume sagen? Wie soll mir zu Muth sein, wenn eine gemeinschaftlich gelesene Stelle eines Buches von Empfindungen spricht, die in unseren Augen glänzen sollen und sie uns verfinstern? Ach, wenn sie Mutter sein wird, dann wird in der Trunkenheit dieses Bewußtseins jeder Mangel verschwinden, jeder Kummer untergehen! Nicht wahr, meine Friederike? Da liegt mein Trost, da meine Hoffnung. — Beobachte Marien und schreibe mir, aber wahr wie vor Gott, wie sie sich nimmt. Ich habe ihr alles geschrieben. Betrachte sie nicht mit Bitterkeit. Thu mir's zu lieb. All ihr Unrecht hat sie lange abgebüßt und sie verdient vor allem Mitleid. Sie ist hart auf Irene zu sprechen, aber ihr Beweggrund ist edel. Sie hätte mich gern — wenn nicht glücklich, wenigstens glänzend vermählt gesehen, hochgestellt, verehrt, bewundert. Sie weint über mich im Herzen, denn sie sagt sich: ‚Er ist häuslichen Glückes nicht fähig, also ist seine Berechnung irrig und dieser Schritt stürzt ihn ins Verderben!' — Aber sie schätzt meine Kräfte zu hoch. Ich bin nicht gemacht für glänzende Höhe und würde mich, wenn ich sie auch erreichte, wozu keine Wahrscheinlichkeit besteht, dort nicht halten. Ich suche das Haus, ich suche das Lächeln eines Kindes. Da liegen meine Reiche, da meine Heimat. Ich schreibe diesen Brief mit meinem Herzen. Sei vorsichtig damit. Sei nicht betrübt über mich. Irene ist die mildeste Hand, die ich auf Erden hätte finden können. Sie gleicht in ihrem Innern Dir, auffallend Dir, und diese Ähnlichkeit war nicht der schwächste der Gründe, die mich für sie entschieden. Die Ihrigen sagen mir wenig zu; ich habe Irene den Ihrigen entwandt, sie in Denken, Fühlen, Hoffen und Wünschen umgewandelt, daß sie ohne mich gar nicht mehr stehn kann. Ich bin ihre erste Liebe — sie meine letzte, welch ein Unterschied! — Darin liegt es eben."

Am 22. November, also drei Tage vor der Hochzeit, hatte Anton an Franz Kaltenegger geschrieben: „Bald wirds ernst — bald. Sonntag, am 25. dieses, abends 7 Uhr ist Hochzeit. Wenn Ihr diese Zeilen in Händen haltet, hat Irene schon in meinen Armen ihre bange Sehnsucht ausgezittert! Das arme Kind ist bleich als ginge es zum Hochgericht, aber ihre Augen glänzen in Lust und Liebe — in dem Zauber der so nahen und dennoch unbekannten Entscheidung. — Wie mir zu Mute ist, sag ich Euch nicht. Mir ist nicht wohl — nicht weh — aber eng, eng! Wenn ich hinausspringen könnte in die weite, freie Welt, thäte ich es dennoch ... Irenes größtes Verdienst ist, daß sie mich an Friederike mahnt! — Das weiß der allmächtige Gott, wenn ich am Altar stehen werde, so wird bei meiner Seite nur Marie seyn. Es ist Wahnsinn, daß ich mit diesem Herzen voll Erinnerung und Wunden heurate — aber ich will nun einmal wahnsinnig sein — ich bin lange genug auf die dümmste Weise gescheut gewesen. Betet für mich, Euer Anton."

Am 3. Dezember 1832, kurz nach der Hochzeit, schreibt Prokesch aus Wien: „Der Wurf ist getan, Irene ist seit 25. November meine Frau. Sie schwimmt in Wonne und ich, ich bin nicht unzufrieden, ich hoffe auf Glück, ich sehe diesen Morgenschein am Horizonte. Wenn der Himmel mir ein paar gesunder Kinder schenkt und Irene fortblühen läßt, wie sie seit dem Hochzeitstage blüht, so verlange ich wenig mehr. Ich kann

heute nur wenige Zeilen Euch schreiben. Ihr seht daraus, daß Beschwichtigung in mein Inneres eingekehrt ist."

Schade, daß Friederikes Briefe nicht erhalten sind. Wie sie, die feinsinnige Frau, ihren Jugendfreund wohl immer wieder beraten haben mochte? Prokesch hat seine Korrespondenz verbrannt. „Seit zehn Tagen beschäftige ich mich mit der Zerstörung meiner Papiere. Ich mußte mich dazu entschließen, weil ich sonst Majangè hätte aufnehmen müssen. Ein wehmütiges Geschäft. Hunderte und wieder hunderte Briefe, darunter auch mit geringen Ausschlüssen die Deinigen vom Jahre 1813—1823 sind bereits den Flammen geweiht. Das ist auch der würdigste Tod, denn warum soll ich sie der Gefahr aussetzen, daß sie einst ein Auditor oder Polizeimann verschleppt oder ein Bedienter an die Kässtecher verhandelt. Mir zitterten die Hände beim Beginn der Zerstörung (sieben Bände Tagebücher von 1812—1816). Nun aber bin ich schon wie ein Mann an Blut und Mord gewohnt und verbrenne lustig drauf los. — Ich schreibe Dir diese Zeilen in den heiligen Hallen der geheiligten Haus-, Hof- und Staatskanzlei, und zwar im Allerheiligsten, nämlich im Cabinett des Fürsten (Metternich)", über den er im August 1832 berichtet hatte: „Ich habe den Fürsten in Baden und sehr gütig für mich gestimmt gefunden. Er ist und bleibt der angenehmste Mensch auf der Welt. Jedes Zusammensein mit ihm ist gefällig, leicht und man verläßt ihn nie, ohne den Wunsch, ihn wiederzusehen. Aber einige seiner Subalternen sind unerträglich voll Neid, Kriecherei, falsch, erbärmlich und einer großen moralischen Verknöcherung voll, welche die Krankheit geistesschwacher Diplomaten ist. Mir wirft man alle mögliche Galle ins Gesicht. Ich habe das Vorgefühl, daß ich mich gegen das boshafte Zusammenwirken so entschiedener Heuchler und Lügner nicht in der Gunst des Fürsten erhalten werde. — Gentz geht mir ab, wie Luft und Licht."

Am Silvesterabend 1831: „Wieder ein Jahr und wieder eines! Das ganze Leben ist Traum und Nichtigkeit. Ich bin oft so lebensmüde, daß ich schlafen gehen möchte, auf ewig schlafen. So lange ich noch Liebe im Herzen trug, hatte ich ein festes Band ans Leben. So lange ich noch viel Neues zu sehen und zu lernen hatte, schien mir diese Aufgabe des Lebens wert. So lange ich noch viel für mein Volk, für die Menschen hoffte, den Traumbildern der Zivilisation hoffend ins Auge sah, noch meinte, es sei der Mühe wert etwas zu leisten und ich könne mein Scherflein beitragen zum Besserwerden und zum Glück aller, so lange hing ich mit Liebe am Leben. Alle diese Bande sind gerissen; ich stehe vereinzelt ohne Glauben, Hoffnung und Liebe! — Du mein Herz, bist mir eine der liebsten, vielleicht die liebste Person auf Erden. An Dir hänge ich noch mit unverletzten Jugenderinnerungen, und die langen Jahre seither haben auch nicht eine einzige Grube zwischen uns gegraben: ein Theil Deiner Schmerzen sogar ist mein. — Was soll ich mir heut zu Tage Marie noch seyn? Sie hat mein Leben vergiftet ohne es zu wissen und zu wollen zwar, aber sie hat es doch. Wie mancherlei Verhältnisse ich aus Laune, Schwäche, Leidenschaftlichkeit, Langeweile, Eitelkeit, aus augenblicklichen edlen Aufregungen oder aus wirklicher Bewunderung auch gehabt habe, dauernd geliebt hab ich nur Marie. Sie verdarb mein Urteil für alle übrigen. Wenn ich auch heirathe — wie sehr wahrscheinlich.

Irene, oder wer es sei, wird in meinem Herzen Marien nicht ersetzen. Betrachte diese Mitteilung als eine der vertraulichsten, wie nur eine innige Stunde sie hervorruft. In anderer leugne ich sie Dir wieder ab. Vertilge sie; ich möchte nicht, daß solche Zeilen mich überlebten. Vergesse sie, wenn Du sie gelesen hast. Ich sehne mich sehr Dich wiederzusehen, Dich und die Deinen. Unter Euch würde mir wohl sein. Ich werfe mir oft vor, daß ich Dir so gar nichts für Deine Kinder sende, es würde ja die Mutter erfreuen! Ich bin gar so unbehülflich. Meine besten Vorsätze scheitern daran . . ."

Die Ehe brachte Anton nicht die Erfüllung. Es hat später Jahre der Einsamkeit für ihn gegeben; seine Frau hat ihn nicht nach Berlin, Frankfurt oder Konstantinopel begleitet. Wohl aber begleitete ihn an den Sultanshof das Jugendbildnis von Friederikens Töchtern Toni und Gabi Kaltenegger, das eigens für ihn gemalt worden war.

Im Sommer 1833 starb Professor Schneller in Freiburg. In Triest, neues Lazarett, wo Anton, von Alexandrien kommend, die Quarantäne absitzen mußte, schrieb er unter dem 9. August 1833: „. . . Welch ein Schlag auch das. Mir fehlte jede Ahnung — ich las es am Vorabend meiner Abreise aus Alexandrien in der Allgemeinen Zeitung. Von den besonderen Umständen, überhaupt von der Geschichte dieses Unglücks weiß ich bis zur Stunde nichts. — Ob ich Dich in Gratz sehe, ist sehr im Zweifel. Ich gestehe Dir aufrichtig und ganz unter uns, ich will Marien nicht sehen und nach Gratz kommen, ohne sie zu sehen, ist eine auffallende Handlung, die Karln, wie er es auch betrachtete, verletzen würde. Ist Irene im Stande, eine Reise zu machen, so kann ich ihr nicht abschlagen, mir entgegen zu kommen. Dies Wiedersehen in Gratz halten, würde ein Mangel an Rücksicht für Marien seyn, der meiner Denkweise widerstrebt. Irene nur bis Bruck kommen zu lassen, würde sie schmerzen, denn wenn sie einmal bis dahin kann, so kann sie auch weiter. Das Klügste ist, nicht die Straße über Gratz zu wählen. Du begreifst, wie mir am Herzen liegen muß, daß diese Worte des Vertrauens ganz zwischen mir, Dir, Fanny und Josef (Ehepaar Leeb) bleiben, laß sie also durch nichts errathbar werden und schreibe mir Deine Ansicht . . ."

Zu Ende des Jahres 1833 scheint Friederikes Gesundheit schwankend geworden zu sein. Am 9. November 1833 schreibt Anton: „Ich habe durch Fanny Nachrichten über Dich — aber keine guten . . ."

1834 wurde Anton Prokesch zum Gesandten in Athen ernannt. Im November schiffte er sich mit Frau und Kind in Triest dahin ein.

Inzwischen mußte sich Friederikes Befinden sehr verschlechtert haben, denn am 31. Mai 1835 schreibt Anton an Franz: „Lieber Bruder! Deine Zeilen vom 25. sind im höchsten Grade entmuthigend . . . Was werden die lieben Kinder betrübt seyn in diesen Tagen! Ach, der Himmel erhalte ihnen die Mutter! Dir die unvergleichliche Gemahlin — mir die theuerste Freundin, das treue, mitfühlende, in Freud und Leid hundertfach geprüfte Herz! — Ich kann den Gedanken gar nicht denken, daß ich nach Triest käme und sie nicht fände . . . !"

Inzwischen starb Julius, der kleine Sohn Antons: „Athen, 1. Juli 1835. Meine Friederike, mein Friedensengel, meine früheste Freundin! Du verstehst unseren Schmerz — mein Julius ist nicht mehr — unter Blumen

liegt er im Sarge, Blümchen um die Stirn gewunden. Ich habe ihn heute ins Grab gelegt und die erste Handvoll Erde nachgeworfen — unter einer einsamen Gruppe von Mandelbäumen, in einem Felde, das mir gehört, zu diesem Zwecke gekauft, liegt er und schläft — er träumt von Vater und Mutter . . . Er schläft — wir aber wachen und weinen. Irene erwartet ihre Niederkunft von Stunde zu Stunde . . . Ich habe Dir so vielen Schmerz gemacht — nimm auch diesen! Dein Anton."

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel muß dieses Unglück für die armen Eltern gewesen sein, und — was die Tragik erhöht — diese Zeilen waren an eine Tote gerichtet. Friederike hatte am 25. Juni 1835 die Augen geschlossen. Sie hatte bloß ein Alter von 41 Jahren erreicht. Nur ein paar Zeilen sind noch von Anton erhalten geblieben. Er fügte sie offenbar dem noch nicht abgegangenen Brief an Friederike bei, denn er schreibt am 6. Juli 1835:

„Mein Franz! Deine Briefe vom 17. und 18. Mai habe ich erhalten. Welche Nachricht ich Dir heute gebe siehst Du aus der Anlage. Ging Friederike voraus und wartete meines Julius? Laß Deine Kleinen beten für den meinen. Dein Anton."

Friedrich von Kaltenegger, der Sohn Friederikes, fand bei Marie Pachler in Graz eine neue Mutter. Er studierte, trat in die Finanzprokuratur ein und brachte es schließlich zum Landeshauptmann von Krain. Anton Prokeschs Ehe entsprossen vier Kinder: Julius, der als Kind Ende Juni 1835 in Athen starb; Carl, der 1864 bei Översee den Heldentod erlitt; Anton und Irene. Anton heiratete die Burgschauspielerin Friederike Goßmann und hatte drei Töchter: Irene verm. mit Franz Graf von Stauffenberg. Alexandrine, verm. mit Franz Grafen Pongraz, und Johanna, verm. mit Victor Freiherr von Schleinitz, die als einzige der Schwestern wieder Nachkommen hatte. Prokeschs Tochter Irene heiratete Franz Freiherrn von Reyer, Gutsbesitzer in Kärnten.

Der Ehe Franz von Kalteneggers mit Friederike geb. Piller entstammten drei Kinder: Friedrich, Gabriele und Antonia. Gabriele, kurz verlobt mit Marie Pachlers Sohn Faust (geb. 18. Dezember 1819 in Graz, gest. am 6. September 1891 ebenso in Graz. Er heiratete 1855, im Todesjahr seiner Mutter Marie, Jenny Zur Helle in Wien), war geboren am 15. Jänner 1824 in Triest und heiratete am 14. November 1848 Freiherrn Adolf von Call. Nachkommen: Guido, Fritz und vier Töchter. Näheres über die genannten Familien siehe „Blätter für Heimatkunde", 1965, 4. Heft, „Marie Koschak-Pachler und die Untersteiermark" (mit eingehender Literaturangabe am Ende des Aufsatzes) sowie „Die Beziehungen der Familien Pachler und Kaltenegger zueinander" in der „Zeitschrift des Historischen Vereines für Steiermark", 1962, 2. Teil. Dazu über Anton Prokesch mein Aufsatz in der Jännerfolge 1968 der „Blätter für Heimatkunde". — Alle Briefzitate sind bisher unveröffentlicht. Ich verdanke sie Baron Call.